

ANNA SAUERBREY



MACHT WECHSEL

**WIE EINE NEUE
POLITIKERGENERATION
DAS LAND VERÄNDERT**



Anna Sauerbrey

Machtwechsel

Wie eine neue Politikergeneration das Land verändert

Über dieses Buch

Mit der Amtszeit von Angela Merkel ist eine Ära zu Ende gegangen – doch wer hat sie beerbt? Eine neue Generation hat die Bühne betreten, und mit ihr ein neuer Politikertyp: charismatische Politikunternehmer, Individualisten, Dauer-Digitale, Sneaker-Träger. Auf den ersten Blick leger, inhaltlich nicht festgelegt, scheinbar ideologiefrei, strategisch versiert, über Parteigrenzen hinweg befreundet und für ungewöhnliche Bündnisse offen – und doch (oder gerade deswegen) so authentisch, dass ihnen die Wähler vertrauen. Doch was ist das für ein neuer Politikstil, und was bedeutet er für unsere Demokratie?

Anna Sauerbrey begleitet Politikerinnen und Politiker der neuen Generation, die jetzt entscheidende Weichen stellen: Annalena Baerbock, Robert Habeck, Christian Lindner, Anne Spiegel, Marco Buschmann, Lars Klingbeil, Kevin Kühnert und andere mehr. Sie erklärt, was diese Individualisten antreibt, was sie verbindet und was sie trennt; welche Bündnisse in Hinterzimmern geschmiedet werden und wo rote Linien verlaufen. Ihr Buch zeigt, wie die neue politische Elite tickt: ein fesselnder Blick ins Innere der Berliner Republik – und eine scharfsichtige Diagnose, die in die Zukunft unseres Landes blicken lässt.

Vita

Anna Sauerbrey, geboren 1979 in Essen, gehörte der Chefredaktion des «Tagesspiegel» an, bevor sie 2022 ins Politik-Ressort der «Zeit» wechselte. Für die «New York Times» schreibt sie regelmäßig über Deutschland. Sie kommentiert das politische Tagesgeschehen im Deutschlandfunk, im RBB-Fernsehen und war zu Gast bei CNN und dem BBC World Service. In der Kategorie «Beste Regional-Chefredakteure» wurde Anna Sauerbrey als Journalistin des Jahres 2019 ausgezeichnet. Sie lebt in Hamburg und Berlin.

Inhaltsübersicht

Einleitung

Teil I Generationenwechsel. Was die Neuen in Berlin prägt und antreibt

1 Zeit-Genossen. Die Entstehung einer Generation und der Rhythmus der Geschichte

2 Im Osten geboren. Wie die Wende junge Politiker prägt – oder auch nicht

3 Die Nanny und der Liberalismus. Neue Antworten auf die alte Frage von Staat und Markt

4 Die Rückkehr der Geschichte. Wie die Generation X die Demokratie verteidigen will

5 Snowflakes gegen Boomer. Warum sich alles um Identität dreht

6 Apokalypse und Mietenpolitik. Über die neuen Konflikte zwischen Jung und Alt

7 Deutschland und die sechs Zwerge. Wie die Zersplitterung des Parteiensystems das Land verändert

Teil II Die ungeschriebenen Gesetze der Berliner Republik. Eine Alltagssoziologie der neuen politischen Klasse

8 Elite wider Willen. Vom Überleben in der Berliner «Bubble»

9 Digital authentisch? Politik im Zeitalter der Hyperpersonalisierung

10 Whiteboards, Key-Performance-Indicators, Moderatorenkoffer. Wie aus Politikern Politikmanager werden

11 Versuch einer Familie. Was die doppelte Berufstätigkeit für die Politik bedeutet

12 Generation Sneaker. In weißen Turnschuhen kreuz und quer über ideologische Grenzen

13 Whisky im «Lebensstern». Wie in einer Berliner Bar die Ampel vorbereitet wurde

Schluss

Personen

Dank

Einleitung

Am Tag, nachdem der FDP-Politiker Thomas Kemmerich mit den Stimmen der AfD zum Ministerpräsidenten von Thüringen gewählt wurde, fährt Christian Lindner nach Erfurt. Er will, er soll, er muss Kemmerich zum Rücktritt bewegen. Thomas Kemmerich ist ein großer, kahlköpfiger Geschäftsmann, der gern Cowboystiefel trägt und aus DDR-Betrieben in Thüringen ein Friseurimperium aufgebaut hat. Im Wahlkampf plakatierte er: «Endlich eine Glatze, die in Geschichte aufgepasst hat.» Doch ihm fehlt offenbar ein Gespür für die Wucht des historischen Tabubruchs, den er begangen hat. Er tappte in eine Falle der AfD, als er kandidierte, und vollendete die Farce, indem er die Wahl annahm, inklusive Handschlag mit dem AfD-Rechtsaußen Björn Höcke im Plenum des Thüringer Landtags. Und auch Christian Lindner braucht etwa vierundzwanzig Stunden, um zu erkennen, dass Kemmerich nicht zu halten ist.

Lindner und Kemmerich treffen sich in der Erfurter Staatskanzlei, in jenem Büro, in dem noch wenige Tage zuvor der Ministerpräsident der Linken, Bodo Ramelow, residierte. Trotz des republikweiten Aufruhrs seit der Wahl am Vortag hatte irgendjemand Ruhe und Zeit, das Türschild auszutauschen, dort steht nun «Thomas Kemmerich». Vor der Staatskanzlei haben sich Demonstranten versammelt, sie sind

bis in das Büro zu hören. Lindner und Kemmerich sprechen eine Stunde lang miteinander. Am frühen Nachmittag teilen sie in getrennten Pressekonferenzen mit, dass Kemmerich auf das Amt des Ministerpräsidenten von Thüringen verzichtet.

Bei seiner Pressekonferenz in Erfurt sieht Christian Lindner etwas zerzaust und übernächtigt aus. Die Stunden seit Kemmerichs Wahl waren heftig, und Lindner hat schon einige heftige politische Tage erlebt, den Exodus seiner Partei aus dem Bundestag 2013 zum Beispiel oder jenen Tag, als er 2017 die Verhandlungen zur Jamaika-Koalition für gescheitert erklärte. Das «Thüringen-Beben», wie Zeitungen die Ereignisse schnell nennen, wird auch für ihn zu einer prägenden Erfahrung.

In diesen Tagen im Februar 2020 ringt die deutsche Politik um die Auslegung eines politischen Tabus, das da lautet: keine wie auch immer geartete Kooperation mit der zunehmend rechtsextremen AfD. Es geht um viel mehr als nur darum, wer Thüringen regiert. Populismusforscher sind sich einig: Der Ausschluss von rechtsextremen und rechtspopulistischen Parteien von exekutiver Verantwortung und die klare Abgrenzung der demokratischen Kräfte sind ungemein wichtig für die Stabilität liberaler Demokratien, in denen Extreme erstarkt sind. Bis zum Februar 2020 schien es in Deutschland auch unter den Parteien einen Konsens darüber zu geben. Mit der Wahl Kemmerichs wurde dieser Konsens plötzlich infrage gestellt.

In Thüringen sollte sich zeigen, wie die deutsche Demokratie und ihre Politikerinnen und Politiker mit dem neuen,

komplizierter gewordenen Sechs-Parteien-System zurechtkommen. Das Wahlergebnis stellt die Parteien vor ein Dilemma. Bleibt es beim Ausschluss der AfD, werden CDU und Linke zur Zusammenarbeit oder ein anderes Bündnis in eine Minderheitsregierung gezwungen. In beiden Fällen würden die demokratischen Parteien Neuland betreten. Könnten sie sich zusammenraufen? Wäre die Polarisierung auszuhalten, das Bundesland auf diese Weise zu regieren?

Das Thüringen-Beben ist aber auch ein Schlüsselmoment für Christian Lindner und die Generation, der er angehört. Es ist jene Generation, die in der deutschen Politik zukünftig die Weichen stellen wird. In den Ereignissen von Thüringen kulminieren politische und gesellschaftliche Entwicklungen, die sie geprägt haben, darunter eben auch die Zersplitterung des deutschen Parteiensystems und der Aufstieg populistischer Parteien. Diese Entwicklungen sind indirekte Folgen der Megatrends nicht nur in Lindners Erwachsenenleben, Folgen von Individualisierung, Globalisierung und Digitalisierung; Folgen all der inneren und äußeren Erschütterungen westlicher Demokratien in den zwanzig Jahren seit dem 11. September. Das Thüringen-Beben zeigt schlaglichtartig, wie kompliziert die Gesellschaft ist, der Lindners Generation und die Ampel-Regierung nun eine gigantische Transformation zumuten wollen: den klimaneutralen Umbau des Landes und seiner Wirtschaft bis 2045. Es zeigt auch, wie kompliziert das politische System geworden ist, das diese Transformation zuwege bringen muss.

Christian Lindner ist 1979 geboren und gehört damit zu einer Alterskohorte, die Soziologen die «Generation X» nennen – sie umfasst die Jahrgänge zwischen 1965 und 1980. Diese Generation übernimmt nun die Macht in vielen Schlüsselpositionen der Republik. Mit dem Umbruch von der Ära Merkel zur Ampel-Regierung geht also auch ein Generationenwechsel einher. Gen-X-Politikerinnen und -Politiker prägen das Ampel-Kabinett und die Staatssekretärebene genauso wie die neue CDU-Spitze, auch wenn mit Friedrich Merz und Olaf Scholz «ganz oben» noch die Vorgängergeneration vertreten ist.

Doch was bedeutet das eigentlich? Ist diese neue politische Alterskohorte einfach nur jünger als ihre Vorgänger – oder tatsächlich anders? Wie sind sie aufgewachsen, was hat sie geprägt? Wie leben sie – und leben sie anders, als etwa Angela Merkel gelebt hat? Fühlen sie sich im Wortsinne als Zeit-Genossen, also als Generation mit verbindenden Gemeinsamkeiten? Welche Strategien haben sie entwickelt, um die Aufgaben ihrer Zeit zu bewältigen? Wie hat ihre Zeit sie geformt – und wie formen sie ihre Zeit?

Dieses Buch zeichnet ein Gruppenporträt der politischen Generation X. Es beruht auf Interviews mit zahlreichen Spitzenpolitikern und mit Menschen in ihrem Umfeld, zudem auf Beobachtungen im politischen Alltag der Hauptstadt aus meiner Arbeit als Journalistin. Zum einen sollen die wichtigsten Politikerinnen und Politiker vorgestellt werden, jene Personen, die mutmaßlich die zwanziger Jahre des 21. Jahrhunderts

prägen werden. Zum anderen geht es darum herauszuarbeiten, was sie gemeinsam haben, was sie verbindet. Ist Ihnen zum Beispiel schon einmal aufgefallen, wie viele junge Politiker weiße Sneaker tragen? (Auch diese Sneaker haben, wie sich herausstellen wird, eine Bedeutung.) Das Buch soll zeigen, wie die Politiker der neuen Generation denken und arbeiten, wie sie mit den Herausforderungen unserer Zeit umgehen und was das wiederum für das politische System und die gesellschaftliche Entwicklung in Deutschland bedeuten könnte.

Die Ampel-Koalition ist im Herbst 2021 mit großem Trommelwirbel angetreten. Eine Gruppe von Vierzig- bis Fünfzigjährigen unter der Leitung eines etwas älteren Kanzlers macht sich daran, das Land zu verändern. Die Rede ist von einer «Jahrhundertreform» und nicht nur von einer – einer Nachhaltigkeitsjahrhundertreform der Wirtschaft und der Sozialsysteme, einer Modernisierungsjahrhundertreform des Staates. Olaf Scholz betonte im Wahlkampf stets, man stehe vor der «größten Transformation unserer Industrie und Ökonomie seit mindestens hundert Jahren». Und das ist nicht einmal falsch.

Bei Erscheinen dieses Buches ist die Ampel-Koalition noch kein halbes Jahr im Amt. Ob und wie sie diese Herausforderung bewältigt, ist noch nicht absehbar. Aber wir können uns anschauen, mit welchem Weltbild, welchem Selbstbild, mit welchen Erfahrungen und Prägungen diese Generation die «große Transformation» angeht – um sie dann spätestens 2025 an ihren eigenen Ansprüchen zu messen.

Teil I

Generationenwechsel. Was die Neuen in Berlin prägt und antreibt

1

Zeit-Genossen. Die Entstehung einer Generation und der Rhythmus der Geschichte

Niemand weiß mehr so ganz genau, wie die Schotten nach Peine kamen. Eine Familie aus Peine war einmal im Urlaub in Schottland, glaubt Hubertus Heil sich zu erinnern, und kam so begeistert zurück, dass sie einen schottischen Musikverein gründete. Ja, das könnte der Anfang gewesen sein. Oder war es anders?

Jedenfalls stehen jetzt drei Männer am Strand eines niedersächsischen Baggersees, in Heils Wahlkreis Gifhorn–Peine, auf halbem Weg zwischen Hannover und Wolfsburg. Sie haben einen Dudelsack und zwei Trommeln mitgebracht, einer trägt einen Schottenrock, sie spielen auf.

Es ist der Samstagabend vor der Bundestagswahl 2021. In zwölf Stunden öffnen die Wahllokale. Ein schöner Spätsommertag endet. Die Sonne geht über dem See unter, die Dudelsackklänge wabern über das Wasser und übertönen für einen Moment das leise, ferne Rauschen der A2, die verborgen hinter der Böschung am anderen Ufer liegt. Ganz langsam kriecht Kühle vom Wasser her unter die Kleidung.

Nicht weit entfernt, in einem Partyzelt neben dem Strandrestaurant, feiern Freunde, Mitarbeiter, Kommunalpolitiker und die Familie von Hubertus Heil den Wahlkampfabschluss. Den ganzen Tag über sind sie noch einmal im Wahlkreis von Haustür zu Haustür gegangen, haben Rosen verschenkt und die Peiner gebeten, am Sonntag an die Urne zu gehen. Jetzt wird gegrillt und getrunken, man erzählt sich die alten Geschichten. Weißt du noch, damals, 2005, als Gerhard Schröder die Vertrauensfrage stellte und es Neuwahlen gab? Wie wir zu Holz-Kiessling gefahren sind und uns selbst einen «Wesselmann» gezimmert haben? Geld, um einen dieser großen Plakataufsteller zu mieten, gab's ja keins. Verrückt war das.

Hubertus Heil ist für einen Moment ans Wasser hinuntergegangen, um die Musiker zu begrüßen. Nun steht er mit einigen anderen Gästen in der Dämmerung und hört zu, ein Glas Härke in der Hand. Das Bier wird noch in Peine gebraut, auch wenn die kleine Brauerei mittlerweile von einer größeren aus der Region aufgekauft worden ist. Das Gelächter und das Stimmengewirr klingen wie aus weiter Ferne herunter an den

Strand. Die Stimmung im Partyzelt ist angespannt und gelöst zugleich. Nie in den vergangenen Jahren stand die deutsche Sozialdemokratie am Abend vor der Wahl so gut da. In den letzten Umfragen lag die SPD zwei bis vier Prozentpunkte vor der Union. Gleichzeitig ist die Angst vor einer Enttäuschung riesengroß. So viel Hoffnung war in der SPD lange nicht – und lange nicht so viel Angst zu verlieren.

Heil wirkt auf den ersten Blick weder angespannt noch gelöst. Als SPD-Generalsekretär, der er von 2005 bis 2009 war und dann noch einmal kurz im Wahlkampf von Martin Schulz im Jahr 2017, konnte er scharf sein. Es hat ihn einige Mühe gekostet, sich das wieder abzugewöhnen. Heute strahlt er meist eine beinahe gemütliche Souveränität aus, auch jetzt. Seit 2018 ist er Bundesminister für Arbeit und Soziales. Er wird es nach der Wahl auch bleiben. An diesem Abend an der ehemaligen Kiesgrube aber scheint die Frage seiner politischen Zukunft genauso weit und offen wie der dämmrig leuchtende Spätsommerhimmel. Wird die SPD den Kanzler stellen? Und wenn ja, wird Heil dann wieder Minister? Er kramt ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche und zündet sich eine an. Fest steht nur: Dieser Abend bedeutet Ende und Aufbruch zugleich – für Heil persönlich, für seine Partei, für das Land.

Am 26. September 2021 haben die Deutschen einen neuen Bundestag gewählt. Nach sechzehn Jahren endete die Ära Merkel, ein Generationenwechsel stand an. Viele der «Babyboomer», Politikerinnen und Politiker der Jahrgänge 1946

bis 1964, traten nicht mehr an oder zogen sich zurück. Angela Merkel selbst natürlich, sie ist 1954 geboren. Kurz nach der Wahl – das konnte Heil an dem beschriebenen Abend natürlich noch nicht wissen – verzichteten die bisherige Verteidigungsministerin Annegret Kramp-Karrenbauer (geboren 1962) und der bisherige Kanzleramtsminister Peter Altmaier (Jahrgang 1958) auf ihre Bundestagsmandate, damit zwei jüngere saarländische CDU-Abgeordnete, Nadine Schön und Markus Uhl, nachrücken konnten. Bundesinnenminister Horst Seehofer, Jahrgang 1949, zog sich zurück, auch Entwicklungsminister Gerd Müller, Jahrgang 1955. Vor allem der Bundestag und dort besonders die Fraktionen von SPD und Grünen wurden durch die Wahl deutlich jünger. Mit der Bundestagswahl 2021 begann die Phase, in der die Babyboomer die politische Bühne räumen. Die politische Generation Angela Merkel nimmt nach und nach Abschied.

Heils Alterskohorte rückt nach und auf. Außenministerin Annalena Baerbock ist 1980 geboren, ebenso wie Familienministerin Anne Spiegel. Der Finanzminister und FDP-Vorsitzende Christian Lindner ist Jahrgang 1979, Arbeitsminister Hubertus Heil ist Jahrgang 1972, Justizminister Marco Buschmann Jahrgang 1977, der Ostbeauftragte der Bundesregierung Carsten Schneider Jahrgang 1976. Auch Nancy Faeser (1970), Bettina Stark-Watzinger (1968), Volker Wissing (1970), Robert Habeck (1969), Wolfgang Schmidt (1970) und Cem Özdemir (1965) könnte man noch dazuzählen. Die Spitzen der Parteien und der Bundestagsfraktionen haben sich nach

der Wahl 2021 ebenfalls verjüngt. Der CDU-Generalsekretär Mario Czaja ist Jahrgang 1975, seine Stellvertreterin Christina Stumpp Jahrgang 1987. Der SPD-Ko-Parteivorsitzende Lars Klingbeil wurde 1978 geboren, SPD-Generalsekretär Kevin Kühnert ist noch jünger, Jahrgang 1989, Ricarda Lang, Vorsitzende der Grünen, ist Jahrgang 1994, ihr Mit-Vorsitzender Omid Nouripour ist Jahrgang 1975 und FDP-Generalsekretär Bijan Djir-Sarai ist Jahrgang 1976. Die Liste ließe sich fortsetzen, nicht zuletzt auf Ebene der Staatssekretärinnen und -sekretäre.

Diese Generation wird in der Generationenforschung, wie schon erwähnt, als «Generation X» bezeichnet, sie umfasst all jene, die zwischen 1965 und 1980 geboren sind. Vor allem im Bundestag ist seit der Wahl auch die Nachfolgegeneration von Heils Kohorte, die «Generation Y» («Millennials»), stärker vertreten, die Jahrgänge 1981 bis 1996. Und auch die «Gen Z» («Zoomer») der Jahrgänge 1997 bis 2010 tritt zum ersten Mal in relevanter Stärke in Berlin an.

Die Ampel-Regierung versteht sich als Regierung des Fortschritts. Der Generationenwechsel, die Repräsentation von Jüngeren, ist ein wichtiges Element dieses Narrativs. Aber ist er tatsächlich bedeutsam? Sind Generationenwechsel in der Politik wichtig? Was macht denn die Generation X aus, die nun die Macht von den «Babyboomern» übernimmt?

Die Generationenfolge, der Wechsel von einer Generation zur nächsten, galt und gilt in der Sozial- und Geschichtswissenschaft als eine Möglichkeit, die «Rhythmik» der Geschichte zu erkennen und sie zu erklären, wie der

Soziologe Karl Mannheim 1928 in «Das Problem der Generationen» schrieb. [1] Mannheims Aufsatz ist auf vielfältige Weise problematisiert worden, gilt aber noch immer als Grundlage der Generationenforschung und als Quelle wichtiger Ideen für alle, die sich dem gesellschaftlichen Wandel und, ja, auch dem «Fortschritt» nähern wollen.

Eine Generation ist laut Mannheim keine feste Gruppe, aber ein «Zusammenhang». Menschen, die zur selben Zeit in einem ähnlichen Kulturraum leben, so die These, werden im selben Lebensalter von denselben Ereignissen, von denselben Erfahrungen geprägt, wenn auch vor unterschiedlichem sozialen Hintergrund. Dadurch entstehe der besagte Zusammenhang zwischen ihnen, eine Gemeinsamkeit nicht unähnlich jener, die man mit Menschen derselben sozialen Klasse hat. Man ist Teil der Schicksalsgemeinschaft der Zeitgenossen. Deshalb könne man aus seiner Generation auch nicht einfach austreten wie aus einem Verein, schreibt Mannheim. Man ist mit anderen in einem gewissen historischen Zustand verhaftet.

Mannheim bezeichnet das als generationelle «Lagerung»: «Durch die Zugehörigkeit zu einer Generation, zu ein und demselben <Geburtsjahrgange> ist man im historischen Strome des gesellschaftlichen Geschehens verwandt gelagert.» [2] Menschen, die die Welt ähnlich erleben, so Mannheim weiter, neigen dazu, auch auf ähnliche Weise auf sie zu reagieren. Sie haben ähnliche Spielräume und handeln deshalb womöglich ähnlich: Die «Lagerung» lege «eine

spezifische Art des Erlebens und Denkens, eine spezifische Art des Eingreifens in den historischen Prozess» nahe. [3]

Menschen, die derselben Generation angehören, denken ähnlich, sie fühlen und handeln ähnlich – und eben anders als die Vorgänger- und Nachfolgenerationen. [4]

Historischer Wandel – Fortschritt – entsteht nach Mannheims Vorstellung dadurch, dass jede neue Generation einen «neuartigen Zugang» zur Welt mitbringt. [5] Wenn Kinder aufwachsen, distanzieren sie sich häufig in der Pubertät von ihren Eltern, deren Einstellungen und Lebensweise. Dieses Prinzip wird auf die Gesellschaft übertragen. Jüngere lösen sich von den Werten und Vorstellungswelten der Älteren und identifizieren sich umso stärker mit den gemeinsamen Ideen und der eigenen Generation. Mannheim spricht mit Bezug auf den Kunsthistoriker Wilhelm Pinder von der «Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen». Jeder Zeitpunkt sei tatsächlich ein «Zeitraum», in dem die unterschiedlichen Weltansichten verschiedener Generationen koexistieren. [6] Man könnte hinzufügen: in dem sich unterschiedliche Generationen aneinander reiben, gegeneinander aufbegehren, konkurrieren, um die Diskurshegemonie zu gewinnen; ein Prozess, in dem Fortschritt entstehen kann. Fortschritt, schreibt der Historiker Reinhart Koselleck 1989 in seinem Buch «Vergangene Zukunft», entstehe eben da, wo «Alt und Neu aufeinanderprallen». [7]

Im Wechsel von Generationen die «Rhythmik» der Geschichte erkennen zu wollen, die Ursache für «Fortschritt», ist so verlockend wie problematisch: Ähnlichkeiten zwischen

Menschen in fünfzehn Geburtenjahrgängen eines Kulturkreises ausmachen zu wollen, bleibt naturgemäß schematisch. Ulrike Jureit, Historikerin am Hamburger Institut für Sozialforschung, bringt es auf den Punkt: «Solche Architekturen schaffen zwar Ordnung im historischen Durcheinander, konstruieren aber auch häufig eine schwer belegbare Kausalität.» [8] Überdeckt werden etwa schicht- und geschlechterspezifische Zeiterfahrungen. Oft werden laute, diskursprägende Gruppen als Repräsentanten einer ganzen Generation wahrgenommen, obwohl sie tatsächlich in der Minderheit sind. So werden etwa heute die Achtundsechziger gesehen. [9] Sie waren keine Mehrheit in ihrer Kohorte, hatten aber Diskursmacht, viele ihrer Werte und Weltvorstellungen wurden Mainstream. Und diese Diskursmacht wird durch die «Generationenerzählung» nachträglich bestätigt und verstärkt.

Kritiker warnen deshalb, das Konstrukt «Generation» trivialisieren Geschichte. Generationenmythen können der Stigmatisierung dienen und Stereotype erzeugen; so wird verhindert, dass Individuen mit ihren individuellen Motiven, Anlagen und Fähigkeiten wahrgenommen werden. [10] Mit Generationenmythen lassen sich auch Produkte verkaufen – geschicktes Marketing stellt Generationenidentifikation überhaupt erst her. Genauso lässt sich ein Gründungsmythos für eine Regierung schaffen, indem man das Kabinett verjüngt und darüberschreibt: «Mehr Fortschritt wagen».

Interessant bleibt der Ansatz dennoch – besonders für den Generationenwechsel in der Politik, wenn es also ohnehin

darum geht, eine Diskurs- und Entscheidungselite zu betrachten, nicht eine ganze Kohorte. Eigene Zuschreibung und Fremdzuschreibung bedingen sich bei Generationenfragen auf komplexe Weise gegenseitig. Zeit-Genossen einer Generation mögen sich mit bestimmten Werten und Weltsichten identifizieren, die durch «Generationenmythen» verstärkt werden. Oder aber diese Werte werden ihnen übergestülpt und es entsteht ein «Zusammenhang» gerade aus der Abgrenzung von der Fremdwahrnehmung. Die Zeit-Genossen mögen Anspruch darauf erheben, den Diskurs ihrer Zeit zu bestimmen, und so kommunikative «generationelle Macht» ausüben – könnten aber gleichzeitig andere Gleichaltrige zwangsvereinnahmen und diskursiv unterdrücken, wenn nämlich die Einstellungen der «Lautesten» einer Generation gar nicht dem Selbstbild der Mehrheit entsprechen. Generationeneffekte stehen in Wechselwirkung mit anderen wichtigen Faktoren, die beeinflussen, wie wir denken und handeln: Veränderungen von Einstellungen, die über alle Generationen hinweg gleich ablaufen (zum Beispiel das Schwinden von Religiosität oder von Parteibindungen) und Veränderungen von Einstellungen und Verhaltensweisen im Laufe eines Lebens. [11]

Ulrike Jureit spricht von «komplexen Vorgängen sozialer Vergemeinschaftung» – die am Ende eben doch zur Folge haben können, was schon Karl Mannheim und andere beschreiben und verstehen wollten: das Entstehen von historischem Wandel, von Umbrüchen und «Fortschritt». «Generation

building» nennt sie das, ein öffentlicher «Vergemeinschaftungsprozess». [12] Mit diesem Prozess lässt sich potenziell Macht ausüben. Durch ein Generationenlabel entsteht der Eindruck der Masse – und das verleiht den Anliegen Momentum. Formuliert eine Regierung – wie der grün-gelbe Kern der «Ampel» – den Anspruch auf generationellen Wandel und Fortschritt, erhebt sie also den Anspruch, für viele zu sprechen, den Wandel über die eigene Gruppe hinaus in die Gesellschaft zu tragen.

Was aber ist es eigentlich, das die Generation X ausmacht? Worin besteht die spezifische «Lagerung» dieser Politikergeneration, ihr – mit Mannheim gesprochen – «Zusammenhang»? Ist diese Generation überhaupt eine Zeit-Genossenschaft? Oder bloß eine Alterskohorte ohne besondere Prägung? Empfindet sich die politische Generation X, die Generation von Annalena Baerbock, Hubertus Heil und Christian Lindner, überhaupt als Generation – über den Anspruch hinaus, dass jetzt irgendwie etwas Neues kommt? Und wenn ja, wofür steht sie?

Berlin, Ende August 2021, es sind noch fünf Wochen bis zur Bundestagswahl. In seinem Büro im vierten Stock des Jakob-Kaiser-Hauses, einem der zum Bundestag gehörigen Bürogebäude, schlägt Christian Lindner in einem schwarzen Ledersessel die Beine übereinander, legt einen Arm lässig auf die Lehne und ordnet mit der anderen Hand routiniert seine orangefarbene Krawatte. Ich schreibe ein Buch über den

Generationenwechsel in der Politik, erkläre ich. Er und andere würden ja voraussichtlich nach der Wahl in noch wichtigere Ämter gelangen. Lindner lächelt. Ach, sagt er, da sei er ja froh, dass man ihn nicht zur «Generation Merkel» zähle, sondern zu der danach.

Für derartige Alterskometerien ist Christian Lindner eigentlich zu jung. Zum Zeitpunkt des Gesprächs ist er zweiundvierzig Jahre alt. Im Schema der Generationenforschung gehört er zu den jüngsten Jahrgängen der Generation X, fast schon im Übergang zu den Millennials. Von den Babyboomern, zu denen Merkel gehört, ist er also vom Lebensalter her weit entfernt. Mit Blick auf seine Dienstjahre als Profipolitiker aber kann man ihn tatsächlich kaum als «nächste Generation» bezeichnen. Man hat eher das Gefühl, er sei schon immer da gewesen, er habe schon alles erlebt und alles überlebt.

Seit einundzwanzig Jahren ist er Abgeordneter, rechnet Lindner nun selbst vor, seit acht Jahren Vorsitzender der FDP. «Ich war ja 2009 schon in den Koalitionsgesprächen mit Frau Merkel dabei, also in ihrer zweiten Legislaturperiode.» Tatsächlich hat seine Partei in den einundzwanzig Jahren seines Politikerlebens erst auf Bundesebene mitregiert, ist dann, 2013, aus dem Bundestag geflogen, ist wieder eingezogen und hätte beinahe wieder mitregiert, hätte sich Lindner 2017 nicht buchstäblich in letzter Minute gegen eine Jamaika-Koalition entschieden.

Doch Christian Lindner spielt gern mit dieser Ambivalenz: Professionelle Jugendlichkeit und jugendliche Professionalität sind so etwas wie der Kern seiner politischen Marke. Es ist ein schmaler Grat, auf dem Lindner mit dieser Marke wandelt. Mal rutscht es ab ins Altherrenhafte. Mal überdreht er das Juvenile. Wahrscheinlich ist beides authentisch. Seit er das Amt des Finanzministers im Blick und eine Regierungskoalition mitverhandelt hat, gibt er sich ruhiger, erwachsen, gereift. Er will raus aus dem Bild des unsteten, PR-fixierten Krachmachers, der 2017 die Jamaika-Koalition hat platzen lassen. Seine neuen politischen Partner sind nicht alle überzeugt von diesem Wandel. Lindner sei schwer zu lesen, sagt ein SPD-Politiker. Man wird das Gefühl nicht los, er müsse beim Erwachsen-Sein seine andere, juvenil-aggressive Seite ständig im Zaum halten. Dennoch lässt sich nicht leugnen, dass diese Marke wahnsinnig erfolgreich geworden ist.

Zu alt für sein wahres Alter, dieses Bild begleitet Christian Lindner offenbar schon lange. In seinem Buch «Schattenjahre» von 2017 schreibt der Politiker Lindner über den Grundschüler Lindner mit einer gewissen ironischen Distanz: «Ich mochte es, Publikum zu haben, doch offenbar mochte das Publikum das manchmal nicht.» Auf seinem ersten Zeugnis habe es geheißen, er sei «leider sehr altklug». [13]

In regelmäßigen Abständen taucht in den sozialen Medien ein altes Video aus Christian Lindners Abiturzeit wieder auf, es zeigt ihn mit seinem damaligen Geschäftspartner und Mitschüler. Die beiden hatten schon vor dem Abi eine

«Unternehmensberatung» gegründet. Der Originalbeitrag lief 1997 in der Deutschen Welle und zeigt die zwei jungen Männer, wie sie betont dynamisch einem schwarzen Mercedes-Benz entsteigen. Lindner trägt einen Anzug, ein blaues Hemd und eine Krawatte mit Kuhfleckenmuster, in der Hand hält er einen Aktenkoffer. In einer Sequenz sitzt er am Steuer des Wagens und sagt: «Wenn man im Gespräch überzeugt durch Leistung, gerade auch durch Kompetenz, die nicht akademisch domestiziert ist, dann sagt der Kunde: ‹Wir haben den richtigen Fang gemacht.›» Gegen Ende des Videos sagt er, Probleme seien auch nur «dornige Chancen». [14] Lindner wollte offenbar kein typischer, rebellierender Jugendlicher sein. Er folgte dem Zeitgeist in die Dotcom-Begeisterung der späten neunziger Jahre.

So wenig Christian Lindner ein durchschnittlicher Schüler war, so wenig war er ein durchschnittlicher Student. Schon damals habe er einen «hochmotorisierten Untersatz» gehabt, das sei für einen Studenten ja eher ungewöhnlich gewesen, erinnert sich der Bonner Politikwissenschaftler Frank Decker, bei dem Lindner Vorlesungen hörte und an dessen Lehrstuhl er als wissenschaftliche Hilfskraft arbeitete. Decker meint den Porsche, den Lindner sich von seinem Zuverdienst als «Unternehmensberater» gekauft hat. Am Studentenleben nimmt Lindner kaum teil, dafür hat er gar keine Zeit. Er beginnt sein Studium 1999 und zieht schon 2000 erstmals in den Düsseldorfer Landtag ein. Decker steht nicht gerade im Verdacht, mit Lindners politischen Ansichten zu

sympathisieren, er ist schon damals Mitglied der SPD. Trotzdem verstehen sich die beiden gut. Decker beschreibt Lindner als «multibegabten Menschen» und hat «Respekt vor dieser Umtriebigkeit» und vor der Effizienz, die es Lindner erlaubt, sehr viele Projekte gleichzeitig zu verfolgen. Trotz seines politischen Engagements sei Lindner ein sehr guter Student gewesen, sagt Decker, dem er eine akademische Karriere durchaus zugetraut hätte. Auf Lindners Initiative hin veranstalten die beiden einen Kongress zum Thema Föderalismusreform, Lindner bemüht sich bei der FDP-nahen Friedrich-Naumann-Stiftung um finanzielle Unterstützung. Für den Sammelband, der nach dem Kongress erscheint, schreibt Lindner einen Beitrag zur Reform der föderalen deutschen Finanzverfassung, der «wissenschaftlich anschlussfähig» gewesen sei, so Frank Decker.

So aufgesetzt Lindners jugendliches Unternehmertum nach außen wirken mag, so authentisch scheint das zu sein, was Decker «Umtriebigkeit» nennt. Lindner ist es offenbar egal, was andere für ein bestimmtes Alter als «normal» erachten. Das Lebensalter ist für ihn auch nur eine Rolle, die es zu interpretieren gilt. Seine juvenile Altherrenhaftigkeit hat beinahe schon etwas Non-Konformistisches. Wäre er nicht in einer so bürgerlichen Partei, könnte er ein T-Shirt tragen, auf dem «F**k Agism» steht.

Zwanzig Jahre später ist die jugendliche Professionalität, die in dem Video der beiden Schüler-Unternehmer noch ein bisschen peinlich wirkt, wie eine überschießende,

spätpubertäre Suche, eine raffinierte und vor allem funktionierende politische Marke geworden. Zwei FDP-Plakatkampagnen – sowohl die von 2017 als auch die von 2021 – spielen mit der Ambivalenz, die der Kern der Marke Lindner ist. Er hat daran gefeilt und auch seinen Körper in die Markenbildung einbezogen. 2013, als seine Stirn altersgemäß etwas höher zu werden droht, lässt er sich Haare transplantieren.

Im Wahlkampf 2021 zeigte ihn ein Wahlplakat in weißem Hemd, ohne Jackett und mit dem üblichen Dreitagebart, offenbar zu später Stunde, im Schein einer Schreibtischlampe, tief über Akten gebeugt. Nicht richtig Nachwuchs, aber eben auch nicht richtig Merkel. «Ich bin in meiner Generation in gewisser Weise eine Besonderheit, weil ich Teil der Generation Merkel und der Generation nach Merkel bin», überlegt Lindner im August 2021.

Mit diesen Schwierigkeiten, sich generationell oder auch nur altersmäßig zu verorten, es vielleicht sogar gar nicht zu wollen, ist Christian Lindner nicht allein. Nein, sagt auch Kanzleramtsminister Wolfgang Schmidt, Jahrgang 1970, in einem Gespräch zu diesem Buch. Einen generationellen Unterschied zu seinem Freund, Wegbegleiter und Chef Olaf Scholz, Jahrgang 1958, spüre er nicht. «Ich merke die 13 Jahre Altersdifferenz nur selten. Es ist auch insgesamt mein Eindruck, dass Altersunterschiede immer unwichtiger werden. Ich gehe mit Lars Klingbeil nicht anders um als mit Menschen meines Alters. Auch Kevin Kühnert ist für mich jemand, mit

dem ich politisch zusammenarbeite – da denke ich nicht dran, dass er fast 20 Jahre jünger ist. Ich habe das Gefühl, wir denken da alle sehr ähnlich.» Und als Annalena Baerbock am 19. April 2021 zur Kanzlerkandidatin der Grünen ausgerufen wird, sagt sie in ihrer Rede: «Ich komme aus einer Generation, die nicht jung ist, aber auch nicht alt.»

Auch Hubertus Heil ist unsicher, ob er noch zur Generation Merkel gehört oder zur darauffolgenden. «Bin ich die nächste Generation?», wiederholt er die Frage am Abend vor der Bundestagswahl am Peiner Baggersee und denkt kurz nach. «Weiß nicht. Oder doch? Ich bin ja schon so lange dabei.» Der Dudelsack ist verstummt, die Musiker machen eine kurze Pause. Hubertus Heil bläst Rauch in die Luft. Er hat mal aufgehört mit den Zigaretten, für vier Jahre, nach 1998. «Dann kam die Agenda 2010.» Ja, so lange ist er schon dabei.

Heil ist 1972 geboren, am Abend vor der Bundestagswahl ist er achtundvierzig Jahre alt. SPD-Mitglied wurde er mit sechzehn. 1998, mit fünfundzwanzig, zog er in den Bundestag ein. Damals gehörte er zu den Jüngsten. In seinem ersten halben Jahr als Abgeordneter tagte das Parlament sogar noch in Bonn, wobei alles schon irgendwie provisorisch wirkte. Seine Wohnung befand sich in Bahnhofsnähe, rundherum Milieu. Er wusste, die würde er nicht lange brauchen.

Auch damals, 1998, als er erstmals in den Bundestag einzog, war die Rede vom Ende einer Ära und vom Anfang einer neuen. Auch das Ende der Ära Helmut Kohl empfanden Zeitgenossen als Phase der Stagnation und des Überdrusses.

Nach Heils erstem Bundestagswahlkampf siegte Gerhard Schröder und bildete die erste rot-grüne Bundesregierung – ein Novum, so wie jetzt die erste Dreierregierung auf Bundesebene. Damals, 1998, waren die Mitarbeiter in den Bundestagsbüros so alt wie er selbst oder älter. Sie duzten ihn, er duzte sie. Heute wird er meist gesiezt.

Zuletzt war er immer dann in Bonn, wenn im Bundesarbeitsministerium die Betriebsversammlung anstand. Dabei nutzte er, jetzt der Herr Minister, das Büro von Norbert Blüm, der das Amt von 1983 bis 1998 innehatte. Das Büro, erzählt Heil, sehe immer noch so aus, wie Blüm es einst hat einrichten lassen, holzvertäfelt. Nur die Telefone wurden durch modernere Geräte ersetzt. In den Aufzügen des Bonner Gebäudes hingen bis vor Kurzem noch die Modelle aus den Anfängen von Blüms langer Amtszeit, Apparate mit Wählscheibe.

Heil gehört zu jener Alterskohorte, die selbst noch Telefone mit Wählscheibe benutzt hat und sich auch sehr gut an eine Welt ohne Handys erinnern kann. Er sage auch immer noch «Disco», stellt er fest und schmunzelt: «Die Jüngeren sagen jetzt <Club>. Ich bin jedenfalls definitiv Generation Disco.»

Viele Politiker der «Gen X», der mittleren Kohorte, die in Berlin zukünftig die Politik gestalten, scheinen kein sonderlich ausgeprägtes Generationenbewusstsein zu haben. Das könne man durch das Lebensalter erklären, sagt der Sozial- und Bildungswissenschaftler Klaus Hurrelmann, der unter anderem

die Shell-Jugendstudie verantwortet und in Berlin an der Hertie School of Governance lehrt. Hurrelmann verweist auf Studien, die zeigen, dass das Bewusstsein, zu einer Generation zu gehören, erst später im Leben entsteht, häufig in Auseinandersetzung mit den älter werdenden Kindern, die die Welt anders sehen.

Zwischen vierzig und fünfzig ist man, wie Baerbock sagt, weder jung noch alt. Weder richtig Wählscheibe noch wirklich «digital native». Weder «Generation Merkel» noch neu in der Politik. In diesem Lebensalter empfindet man es als aufgesetzt, sich die Sprache der Jüngeren anzueignen. Andererseits ist man aber noch so nah dran, dass man generationelle Veränderungen wahrnimmt – und auch noch das Bedürfnis hat zu signalisieren, dass man weiß, wie man «heute» sagt: «Club», nicht «Disco». Das rettende Festland zwischen Jungsein und Altsein ist die Selbstironie. Es ist ein Alter, in dem man sich generell, nicht nur als Angehöriger der Generation X, erst allmählich der Zeitlichkeit bewusst wird und sich vielleicht genau deshalb eher von der Zeitgenossenschaft mit anderen distanziert, als sich mit ihr zu identifizieren.

Dass die politische «Gen X» kein sehr ausgeprägtes Generationenbewusstsein hat, könnte allerdings auch gerade ein Merkmal dieser Generation sein, eine Gemeinsamkeit, die – mit Karl Mannheim gesprochen – durch ihre spezielle «Lagerung» in der Zeit bedingt ist.

Eine gängige Zuschreibung, die das Außenbild dieser Generation prägt, ist, dass sie im Wesentlichen von